

Insel

Francis Bacon Essays

Herausgegeben von
Helmut Winter

Die erste Ausgabe der *Essays* erschien 1597, erweiterte Fassungen 1612 und 1625. Knapp und nüchtern im Stil, geht es darin um Öffentliches (*Von hohen Ämtern, Von Parteien*) wie Privates (*Von Anhängern und Freunden, Vom Gespräch*), aber auch um allgemein Menschliches (*Von der Wahrheit, Von der Menschennatur*).

Bacon verstand die *Essays* als eine Art Gebrauchsanleitung für das Überleben des Einzelnen in der Gesellschaft: Der Mensch sollte sich anpassen und verbessern können, getreu der Formel: »Das Benehmen der Menschen sei wie ihre Kleidung, nicht zu eng oder zu knapp, sondern mit Raum zu Bewegung und Übung.«

Niemandem ist es gelungen, Ursache und Wirkung menschlicher Handlungen in ihren psychischen und sozialen Verflechtungen so prägnant zu beschreiben wie Francis Bacon, der, angeregt von Montaignes *Essais*, von Galilei und Descartes, in seinem Werk die Fundamente des modernen Denkens gelegt hat.

insel taschenbuch 1514

Francis Bacon

Essays



FRANCIS BACON

ESSAYS

In der überarbeiteten Fassung
der Übertragung von Paul Melchers
Herausgegeben und mit
einem Nachwort versehen
von Helmut Winter
Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1993

insel taschenbuch 1514

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1993

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33214-5

INHALT

Von der Wahrheit	9
Von der Herrschaft	13
Von Anhängern und Freunden	20
Vom Verhandeln	23
Vom Ehrgeiz	26
Von Neuerungen	29
Von der Schlaueit	31
Vom Aufschub	36
Vom Rate	38
Von der Rache	45
Von Güte und Gutmütigkeit	47
Von der wahren Größe der Königreiche und Staaten	51
Von der Einheit im Glauben	64
Von hohen Ämtern	71
Vom Adel	76
Vom Glück	78
Von Höflichkeiten und Rücksichten	81
Von der Menschennatur	83
Vom Argwohn	86
Vom Erledigen	88
Vom Gespräch	91
Von der Heuchelei und Verstellung	94
Von Aufständen und Unruhen	99
Vom Reichtum	109
Von Parteien	114
Von Gewohnheit und Erziehung	117
Von der Rechtsprechung	120

Nachwort	127
Bibliographie	143
Zeittafel	145

VON DER WAHRHEIT

»Was ist Wahrheit?« sagte spöttisch Pilatus und wollte die Antwort nicht abwarten. In der Tat finden manche Menschen Genuß an der Leichtfertigkeit und halten es für eine Versklavung, zu ihren Überzeugungen zu stehen, indem sie nach Willensfreiheit streben im Denken so gut wie im Handeln. Und wenn die Philosophenschulen dieser Art auch verschwunden sind, so sind doch noch ein paar schwankende Gestalten übriggeblieben mit den gleichen Neigungen wie die Alten, nur nicht so blutvoll. Aber nicht die Mühe und Last allein, die die Suche nach Wahrheit den Menschen bringt, noch die Bürde, die eine gefundene Wahrheit der menschlichen Gedankenwelt auferlegt, machen die Lügen so beliebt, vielmehr eine natürliche, aber verderbliche Liebe zur Lüge selbst. Ein griechischer Philosoph der späteren Zeit hat sich mit diesen Problemen befaßt und darüber nachgedacht, woran es liege, daß Menschen die Lüge lieben. Nicht weil sie ihnen Vergnügen bringt, wie den Dichtern, oder Vorteil, wie den Kaufleuten, sondern um der Lüge willen. Ich kann es nicht entscheiden. Gerade die Wahrheit ist wohl wie ein blendendes offenes Tageslicht, das die Maskeraden, den Mummenschanz und die Festzüge der Welt nicht halb so prunkvoll und elegant erscheinen läßt wie Kerzenlicht. Die Wahrheit kann vielleicht den Wert einer Perle erreichen, die am besten bei Tage wirkt, aber nicht den eines Diamanten oder Karfunkels, der am schönsten in wechselnder Beleuchtung erscheint. Eine Beimischung von Lüge vermehrt stets das Vergnügen. Würden aus den Menschen-

herzen eitle Meinungen, schmeichelnde Hoffnungen, falsche Bewertungen, Einbildungen aller Art und dergleichen hinweggenommen, würde man zweifellos aus einer großen Zahl Menschenseelen erbärmliche Wichte machen, voll Schwermut und Stumpfheit, sich selbst eine Last.

Ein Kirchenvater nannte die Dichtkunst gar streng *vinum daemonum* – Teufelswein, weil sie die Phantasie erfüllt und doch nur mit dem Schatten der Lüge lebt. Aber nicht die Lüge, die uns durch den Sinn geht, sondern die, die sich dort einsenkt und einnistet, verursacht den Schaden, von dem wir sprechen. Aber mögen diese Dinge sich in den verdorbenen Meinungen und Neigungen der Menschen so oder anders darstellen – die Wahrheit, die allein sich selbst beurteilt, lehrt, daß die Wahrheitssuche, d. h. um sie zu werben und zu freien, die Erkenntnis der Wahrheit, d. h. in ihrer Nähe zu sein, und der Glaube an die Wahrheit, d. h. sie zu genießen, das edelste Gut der Menschennatur ist.

Gottes erste Schöpfung in seinem Schöpfungstagerwerk war das Licht der Sinne, die letzte war das Licht der Vernunft, und das Werk seines Ruhetages ist von je die Erleuchtung durch seinen Geist. Zuerst hauchte er Licht auf das Antlitz der Stoffwelt, des Chaos, dann hauchte er Licht in das Antlitz des Menschen, und noch immer haucht und strahlt er Licht in das Antlitz seiner Auserwählten. Ein Dichter, der einer im allgemeinen minderwertigen Philosophenschule zur Zierde diente, sagt sehr schön: »Es ist eine Lust, am Strand zu stehen und zuzuschauen, wie die Schiffe auf der hohen See umhergeworfen werden; eine Lust, am Fenster einer Burg zu stehen und eine Schlacht und ihren wechselvollen Verlauf von

oben zu beobachten – aber keine Lust ist der vergleichbar, auf dem sicheren Boden der Wahrheit zu stehen (einem Berg, der keinen Herrscher kennt, wo die Luft stets rein und heiter ist), und das Suchen und Wandern, die Nebel und Stürme tief im Tale zu beobachten« –, so jedoch, daß dieses Schauen voll Mitgefühl, nicht voll Hochmut und Stolz geschieht. Es ist wahrlich der Himmel auf Erden, ein Menschenherz zu sehen, das Nächstenliebe übt, in der Vorsehung Ruhe findet und auf die Pole der Wahrheit gerichtet ist.

Wenn wir nun von der theologischen und philosophischen Wahrheit zur Wahrhaftigkeit im bürgerlichen Geschäftsleben übergehen, so werden selbst die, die sie nicht pflegen, zugeben, daß eine klare und gradlinige Handlungsweise eines Mannes Ehre ausmacht und daß eine Beimischung von Falschheit wie eine Legierung von Gold- und Silbermünzen ist: Sie macht das Metall brauchbarer, aber sie mindert seinen Wert. Denn solche verschlungenen, krummen Wege geht die Schlange, die sich nicht auf Füßen fortbewegt, sondern auf dem Bauch einherkriecht. Kein Laster bedeckt einen Menschen so mit Schande, als wenn er sich falsch und treulos erweist, und dahersagt Montaigne, als er den Gründen nachgeht, warum Lüge solch ein schmähhches und schimpfliches Laster sei, ganz richtig: Wenn man es recht bedenkt, so bedeutet »Jemand lügt« soviel wie »Er ist verwegen gegen Gott und ein Feigling gegen die Menschen.« Denn eine Lüge tritt Gott entgegen und schaudert vor dem Menschen zurück. Die Sündhaftigkeit von Falschheit und Treuebruch kann auch durch nichts besser bezeichnet werden als dadurch, daß sie das letzte Signal sein wird, das das Strafgericht Gottes auf die Menschenkin-

der herabruft. Denn es steht geschrieben, daß Christus, wenn er wiederkommt, keine Treue mehr auf der Erde finden wird.

VON DER HERRSCHAFT

Es ist ein schlimmer Seelenzustand, wenn man wenig zu wünschen und vieles zu fürchten hat. Und gleichwohl ist das gewöhnlich der Fall bei den Königen: Da sie am höchsten stehen, gebricht es ihnen an Wünschen, und das macht ihre Seele matt; zugleich aber haben sie oft Ahnungen von Gefahr und düsterem Schicksal, und das macht ihre Seele trübe. Das ist ein Grund für die Tatsache, von der die Schrift spricht mit den Worten: »Das Herz der Könige ist unerforschlich.« Denn zu viel Argwohn und das Fehlen eines ausgesprochenen Verlangens, das allem anderen Ordnung und Richtung geben würde, schließen jedes Menschenherz ab, so daß es sich nur schwer finden und ergründen läßt. So kommt es auch, daß Fürsten vielfach sich selbst Wünsche schaffen und ihr Herz an Spielzeug hängen, manchmal an ein Gebäude, manchmal an die Stiftung eines Ordens, manchmal an die Förderung einer Person, manchmal an die Meisterschaft in irgendeiner Kunst oder Handfertigkeit, so wie Nero im Harfenspiel, Domitian im treffsicheren Bogenschießen, Caracalla im Wagenlenken und dergleichen mehr. Das scheint allerdings unglaublich für solche, die den Satz nicht kennen, daß der Menscheng Geist mehr erheitert und erfrischt wird durch Fortschritte in kleinen Dingen als durch einen Stillstand in großen. Wir sehen auch, daß Könige, die zu Beginn ihrer Herrscherzeit glückliche Eroberer gewesen sind, die aber, da es ihnen nicht möglich war, endlos weiter vorzudringen – irgendwann mußte ja ein Hemmnis oder ein Einhalt für ihr Glück kommen – in späteren Jahren abergläubisch

und trübsinnig wurden, wie Alexander der Große, Diokletian, Karl V., noch frisch in unserem Gedächtnis, und andere. Denn wer vorwärts zu schreiten gewöhnt ist und sich plötzlich aufgehalten findet, verliert sein Selbstvertrauen und ist nicht mehr, was er war.

Um nun auf die rechte Mischung der Herrschergewalt zu kommen, so ist sie etwas Seltenes und schwer zu Bewahrendes, denn rechte und unrechte Mischung besteht in Gegensätzen. Aber es ist etwas anderes, Gegensätze zu mischen, etwas anderes, Gegensätze zu versöhnen. Des Apollonius Antwort an Vespasian ist hier sehr aufschlußreich: Vespasian fragte ihn: »Was hat Neros Sturz herbeigeführt?« Er antwortete: »Nero konnte wohl die Harfe spielen und stimmen, aber in Regierungsdingen zog er manchmal die Saiten zu fest an, manchmal ließ er sie zu locker.« Und sicherlich zerstört nichts die Autorität so sehr wie der ungleiche und unangebrachte Wechsel der Machtausübung, die entweder zu weit oder nicht weit genug geht.

Die Weisheit der ganzen letzten Zeit, soweit sie sich mit den Herrschern befaßte, war wirklich mehr darauf aus, Gefahren und Unheil, die im Anzuge sind, geschickt abzubiegen und ihnen auszuweichen, als sie in gründlicher und wirksamer Weise fernzuhalten – aber das bedeutet nur, das Schicksal zum besten haben wollen. Man hüte sich, Anlässe zur Unruhe gering zu achten oder überhaupt aufkommen zu lassen, denn dem Funken kann niemand mehr Einhalt gebieten noch sagen, woher er kommt. Der Schwierigkeiten in den Herrschergeschäften sind viele und große; aber die größte Schwierigkeit liegt oft in ihrer Sinnesart. Denn bei Fürsten, sagt Tacitus, ist es gar nicht ungewöhnlich, Widersprüchli-

ches zu wünschen: »Sunt plerumque regum voluntates vehementes et inter se contrariae – die Wünsche der Könige sind meist heftig und nicht miteinander vereinbar.« Denn es ist ein eigentümlicher Fehler der Macht, daß sie das Ende erzwingen zu können glaubt, ohne den Weg dahin auf sich nehmen zu müssen.

Könige haben zu tun mit ihren Nachbarn, mit ihren Gemahlinnen, ihren Kindern, ihrer hohen und niederen Geistlichkeit, dem hohen und niederen Adel, ihren Kaufleuten, ihren Abgeordneten, ihren Soldaten; von allen diesen kann ihnen Gefahr drohen, wenn sie es an Sorgfalt und Umsicht mangeln lassen.

Für das Verhältnis zu den Nachbarn kann man keine allgemeine Regel geben, weil die Möglichkeiten so vielfältig sind, außer einer, die sich stets bewährt: die Fürsten müssen wachsam sein, daß keiner der Nachbarn übermächtig wird, sei es, daß er sein Gebiet vergrößert, den Handel an sich reißt, sonstwie zu nahe kommt, oder was es auch sei, daß er ihnen mehr Schaden bringen kann als zuvor. Da ist es denn die eigentliche Aufgabe eines ständigen Staatsrates, solches vorauszusehen und zu verhindern. Während jenes Triumvirats von Königen – Heinrichs VIII. von England, Franz I. von Frankreich und Kaiser Karls V. – wurde so scharf Wache gehalten, daß keiner der drei eine Handbreit Boden gewinnen konnte, ohne daß es die beiden anderen ungesäumt entweder durch ein Bündnis oder notfalls durch einen Krieg wieder ausglich, jedenfalls nicht den Frieden gegen Zins erborgten. Genau das gleiche geschah in jener Liga, die Guicciardini die Sicherheit Italiens nennt, zwischen König Ferdinand von Neapel, Lorenzo Medici und Lodovico Sforza, den Herren von Florenz und Mai-

land. Die Meinung einiger Gelehrter, daß ein gerechter Krieg nur auf eine vorausgegangene Beleidigung oder Herausforderung hin begonnen werden könne, ist auch nicht haltbar. Denn fraglos ist die berechtigte Furcht vor einer drohenden Gefahr, selbst wenn noch niemand auch nur geschlagen worden ist, ein begründeter Anlaß zum Kriege.

Für das Verhältnis der Herrscher zu ihren Frauen gibt es grausame Beispiele. Livia steht als gemeine Gattenmörderin da; Roxolana, Solimans Gemahlin, war der Verderb für jenen berühmten Fürsten Sultan Mustapha und stiftete auch sonst Unfrieden in seiner Familie und Nachfolgerschaft. Edwards II. von England Gattin spielte die Hauptrolle bei der Absetzung und Ermordung ihres Gemahls. Gefahr solcher Art ist zumeist dann zu fürchten, wenn die Frauen planen, ihre eigenen Kinder an die Macht zu bringen, und wenn sie Ehebrecherinnen sind.

Auch die Kinder der Fürsten können Tragödien schaffen, deren Gefahren zahlreich sind. Jedesmal wenn die Väter begonnen haben, ihre Söhne zu beargwöhnen, ist es im allgemeinen noch immer zum Unglück ausgefallen. Die Vernichtung Mustaphas, den wir eben erwähnten, wurde für Solimans Herrscherhaus so unheilvoll, daß die Thronfolge der Türkenherrscher von Soliman an bis zum heutigen Tage für unecht und fremdblütig gilt; denn man nimmt an, daß Selim II. untergeschoben wurde. – Die Ermordung des Crispus, eines jungen Prinzen, der zu schönsten Hoffnungen berechtigte, durch seinen Vater Constantin den Großen war für dessen Haus ebenso verderblich, denn seine beiden Söhne Constantinus und Constans starben eines

gewaltsamen Todes; und Constantius, dem anderen Sohn, ging es nur wenig besser, denn er starb zwar an einer Krankheit, aber erst, nachdem Julianus die Waffen gegen ihn erhoben hatte. Die Ermordung des Deme-trius, eines Sohnes Philipps II. von Mazedonien, fiel auf den Vater zurück, der dann aus Reue starb. Und derart gibt es viele Beispiele, aber keines, wo den Vätern ihr Mißtrauen zum Guten ausgeschlagen wäre – wenn die Söhne sich nicht etwa in offenem Kriege gegen sie gestellt hatten, wie Selim I. gegen Bajazet und die drei Söhne König Heinrichs II. von England.

Über die hohe Geistlichkeit ist zu sagen, daß auch von ihr, wenn sie stolz und einflußreich ist, Gefahr droht; so war es zur Zeit der Erzbischöfe von Canterbury Anselm und Thomas Beckett, die es mit ihren Krummstäben wohl mit dem Schwert des Königs aufnahmen, und sie hatten es doch gerade mit tapferen und hochgesinnten Königen zu tun, mit Wilhelm Rufus, Heinrich I. und Heinrich II. Die Gefahr kommt nicht so sehr von dem Stande selbst her, sondern davon, daß er zuweilen von einer fremden Macht abhängig ist oder daß die Geistlichen vom Volke gewählt werden, statt durch die Berufung des Königs oder durch besondere Kirchenpatrone.

Den hohen Adel in einiger Entfernung zu halten, ist nicht verkehrt, aber ihn zu unterdrücken, macht einen König zwar selbständiger, aber auch weniger sicher und weniger fähig, seine Wünsche zu verwirklichen. Ich habe das in meiner Geschichte König Heinrichs VII. von England angemerkt, der seinen Adel unterdrückte – mit dem Erfolg, daß seine ganze Epoche voll Störungen und Wirrnis war; denn wenn der Adel ihm auch stets treu ergeben blieb, so arbeitete er doch nicht in seinen Ange-

legenheiten mit –, und so mußte der König schließlich fast alles allein tun.

Was den niederen Adel angeht, so ist von ihm nicht viel Gefahr zu befürchten, da er eine uneinheitliche Klasse ist. Seine Angehörigen mögen wohl einmal große Reden halten, aber das tut nicht weiter weh. Außerdem sind sie ein Gegengewicht gegen den Hochadel, damit dieser nicht zu mächtig wird, und schließlich, da der niedere Adel seinem Ansehen nach der Volksmasse unmittelbar nahesteht, sänftigt er Unruhen im Volke am besten.

Nun die Kaufleute: sie sind die »vena porta«, die Pfortader des Körpers, und wenn es ihnen nicht gutgeht, so mag ein Königreich wohl gesunde Gliedmaßen haben, aber es hat leere Adern und wenig Nahrung. Steuern und Abgaben, die ihnen auferlegt sind, tun den Einkünften des Königs selten gut, denn was er in der Gemeinde einnimmt, büßt er in der Grafschaft wieder ein, weil der einzelne Steuerbetrag wohl wächst, aber der Handel insgesamt zurückgeht.

Von seiten der Volksvertreter ist wenig Gefahr zu befürchten, wenn sie nicht gerade bedeutende und einflußreiche Anführer besitzen oder wenn man sich nicht in Dinge der Religion, überkommene Gewohnheiten oder die Einkommensverhältnisse einmischt.

Und schließlich noch das Militär: Es ist ein gefährlicher Zustand, wenn die Kriegersleute vereint leben und wohnen und an Geschenke gewöhnt sind, – dafür bieten die Janitscharen und die Kaisergarde Roms Beispiele; aber straffer Dienst, Aufteilung an mehrere Orte unter verschiedene Befehlshaber und keine Belohnungen, das sind wirksame und gefahrlose Gegenmaßnahmen.

Fürsten sind wie Himmelskörper: sie verursachen gute oder böse Zeiten, werden überall verehrt und finden keine Ruhe. Alle Ratschläge für Könige lassen sich, genaugenommen, in die beiden Mahnworte zusammenfassen: »Memento quod es homo«, und: »Memento quod es Deus« oder »vice Dei« – »Gedenke, daß du ein Mensch bist« und »Gedenke, daß du ein Gott bist oder Gottes Stellvertreter«. Das eine zügelt ihre Macht, das andere ihren Willen.

VON ANHÄNGERN UND FREUNDEN

Kostspielige Anhängerschaft sollte man nicht aufkommen lassen, damit man nicht, während man den Schweif verlängert, die Flügel stutzen muß. Unter die kostspieligen Anhänger rechne ich nicht nur diejenigen, die einem auf der Tasche liegen, sondern auch solche, die mit unzeitigen Gesuchen lästig fallen. Gewöhnliche Gefolgsleute sollten keine höheren Ansprüche stellen als Unterstützung, Empfehlung und Rechtsschutz. Parteigänger muß man noch mehr meiden, denn sie kommen zu dem, dem sie sich anschließen, nicht aus Zuneigung, sondern aus Unzufriedenheit gegen einen anderen. Hierauf beruht gewöhnlich das schlechte Einvernehmen, das wir oftmals unter bedeutenden Männern wahrnehmen. Auch ruhmredige Anhänger, die das Lob ihrer Gefolgsherren in die Welt hinausposaunen, sind recht lästig, denn sie stören jedes Geschäft durch ihre Taktlosigkeit und verringern, genau betrachtet, die Ehre ihres Herrn, um ihm Neid als Entgelt zu geben. Noch eine andere Art Gefolgsleute ist gefährlich, das sind die Spione, die die Geheimnisse des Hauses in Erfahrung zu bringen suchen und anderen darüber Bericht erstatten. Und doch stehen solche Menschen oft in hoher Gunst, denn sie sind dienstwillig und bringen ihre Klatschgeschichten wechselseitig an. Anhängerschaft aus einer Gesellschaftsklasse, die der des Gefolgsherrn entspricht, etwa Soldaten bei einem kriegserprobten Heerführer oder ähnliches, gilt als durchaus in Ordnung und wird auch in Monarchien wohl gelitten, wenn nur nicht zuviel Pomp entwickelt oder um die Volksgunst